

Fritz Endemann Die alten Bilder der Judenfeindschaft

Vor einiger Zeit ist in der ehemaligen Prämonstratenser-Klosterkirche von Lauda-Gerlachsheim (Main-Tauber-Kreis) ein barockes Gemälde teilweise übermalt worden. Das Andachtsbild für das Altarsakrament an einem der Langhauspfeiler zeigt eine von Engeln gehaltene Monstranz, die von den Wundmalen Jesu und von Rosenblüten umgeben ist; den unteren Teil des Bildes nimmt die Ansicht einer Stadt in einem von Bergen umgebenen Flusstal ein. Was seit der Übermalung nicht mehr zu sehen ist, sind fünf kleinfigurige Szenen in Medaillons am oberen Bildrand. Sie erzählten die Geschichte einer «Hostienschändung» durch Juden, aus der ein «Blutwunder» wurde. Das Muster dieser Legende ist aus zahlreichen Beispielen bekannt: Juden haben sich von einem ungetreuen Christen eine geweihte Hostie beschafft. Als sie, um den Gottesmord zu wiederholen und die Eucharistie zu entlarven, die Hostie durchbohren oder zerschneiden, beginnt diese zu bluten. In großem Schrecken vergraben die Juden die Hostie oder werfen sie in einen Fluss. Ein

überirdisches Licht verrät den Ort. Die Juden werden verbrannt.

«Blutwunder» im Taubertal

Das Gerlachsheimer Bild gehört zu einer Gruppe von drei oder vier Kirchengemälden des 17. oder 18. Jahrhunderts, die im Taubertal beheimatete mittelalterliche Legenden von «Hostienfrevel» durch Juden darstellen. Die Stadtansicht deutet auf das tauberaufwärts gelegene Röttingen (Kreis Würzburg). Von dort sind zwei der schlimmsten Judenverfolgungen im deutschen Südwesten vor den Pestjahren 1348/49 ausgegangen, mit jeweils Tausenden von Opfern und der Auslöschung vieler Gemeinden. Es waren die nach den Anführern «Rindfleisch» und «Armleder» benannten Pogrome von 1298 bzw. von 1336–1338, ausgelöst durch die Beschuldigung der «Hostienschändung».

Auch das Schicksal zweier anderer Bilder dieser Gruppe ist bemerkenswert. Das in der Pfarrkirche von Röttingen überkommene «Mirakelbild» – Christus, das Brot segnend, wie in Gerlachsheim umgeben von erzählenden Szenen – wurde auf Druck des Würzburger Bischofs gegen den Widerstand der Pfarrgemeinde aus der Kirche entfernt; heute wird es im Röttinger Rathaus unter Verschluss gehalten, die Besichtigung wird nicht zugelassen. Schon 1987 verschwand nach öffentlicher Auseinandersetzung aus der Heiligblut-Kapelle in Lauda ein Historienbild von 1683 mit gleichem Gegenstand, das sich wohl auf eine eigene Laudaer Legende bezieht. Das Bild, heißt es, sei im Pfarrarchiv; auch hier wird die Besichtigung verwehrt. Eine vierte Darstellung aus dem ehemaligen Prämonstratenserklöster Zell bei Würzburg – dieser Orden hat sich offenbar jener «Wunder» besonders angenommen – soll sich in Privatbesitz befinden.

Verbergen und Übermalen: Es springt ins Auge, dass damit dem Problem dieser Bilder in keiner Weise genügt, vielmehr neuer Schaden gestiftet wird. Zum einen: Hier werden historische Dokumente der mittelalterlichen Judenverfolgung unzugänglich gemacht oder verfälscht. Diese Verfolgungen, ausgelöst durch die Beschuldigung des «Hostienfrevels» oder des Ritualmordes (s. u.), sind verbürgte Realität und die Bilder, auch wenn sie erst aus dem 18. Jahrhundert stammen, dafür Zeugnis. Für die Beschuldigung, wo immer sie erhoben



«Blutwunder»-Tafel aus der Heiligblut-Kapelle in Lauda, Ende des 17. Jahrhunderts.



«Synagoge» aus dem Basler Heilspiegelaltar von Konrad Witz, um 1435.

wurde, hat es nie einen anderen «Beweis» gegeben als durch Folter erpresste Geständnisse. Sie entsprang entweder religiösem Wahn oder war der kalkulierte Vorwand von Christen, sich jüdischer Gläubiger zu entledigen und ihren Besitz an sich zu bringen. Zum anderen steht dieser Umgang mit den Bildern im Widerspruch zu den Bemühungen um ein neues Verhältnis der Christen zu den Juden, die vor allem in der Judenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils 1965 Ausdruck gefunden haben. Da wo die Christen und ihre Kirchen historische Schuld, die im Gewande der «Volksfrömmigkeit» bis in die Gegenwart unheilvoll fortwirkte, offen einzugestehen hätten, wird verheimlicht und verborgen und damit verleugnet; Misstrauen und Ressentiment erhalten neue Angriffspunkte. Das kann auch nicht das Interesse der jüdischen Bürger unseres Landes sein, auch wenn für sie diese Bilder eine – durch den Holocaust erneuerte – schreckliche Bedeutung haben. In Gerlachsheim wurde ein Andachtsbild «gereinigt», von seinem mörderischen Ursprung abgekoppelt. Für das historische Bewusstsein fraglos eine Verfälschung. Sollte dies für den Gläubigen gleichgültig sein? Ist seiner Andacht ein Bild zuzumuten, aus dem die – unschuldigen – Opfer des Wunders getilgt sind?

Noch ein Blick über die Grenze: 1992 entschließt sich das Bistum Regensburg, die Wallfahrt zur «Deggendorfer Gnad», die auf die Legende einer «Hostienschändung» zurückgeht und für die Stadt Deggendorf seit Jahrhunderten auch von großer wirtschaftlicher Bedeutung war, einzustellen. Bischof Manfred Müller erklärte dazu in einem Hirtenwort: *Da jetzt die Haltlosigkeit jüdischer Hostien-*

schändungen auch für den Deggendorfer Fall endgültig bewiesen ist, ist es ausgeschlossen, die «Deggendorfer Gnad» – noch dazu als «Eucharistische Wallfahrt der Diözese Regensburg» – weiterhin zu begehen. Als Kirche Jesu Christi sind wir der Wahrheit und Aufrichtigkeit verpflichtet. Wenn eine scheinbar fromme Legende als böswillige Unterstellung entlarvt wird, dann müssen wir jetzt bereit sein, ein aufrichtiges Schuldbekenntnis zu sprechen – dies umso mehr, als es hier um eine Diffamierung geht, die den Ruf der Juden, «unserer älteren Brüder» (Papst Johannes Paul II.), bis in die Gegenwart nachhaltig geschädigt hat.¹

Ob das Deggendorfer Beispiel doch noch im Taubertal Schule machen kann? Die Bilder sollten – unverfälscht – wieder einen öffentlichen Platz einnehmen, am besten in der angestammten Kirche oder allenfalls in einem zugeordneten Museumsraum. Der Betrachter kann durch einen kurzen Text an Ort und Stelle über die Geschichte und Bedeutung des Bildes unterrichtet werden. Das Bild geht zwar für die naive Frömmigkeit verloren, aber die durch Wahrheit und Aufrichtigkeit gewonnene Freiheit dürfte diesen Preis wert sein.

Ecclesia und Synagoge – Symbole für Christentum und Judentum in der Kunst

Das Verhältnis des Christentums zum Judentum fand im Mittelalter – aus christlicher Sicht – seinen bedeutungsvollsten Ausdruck in dem Nebeneinander und Gegeneinander der Symbolgestalten von Ecclesia und Synagoge. Der Inhalt dieser Darstellungen unterliegt allerdings erheblichen Wandlungen, und in diesen spiegeln sich die Veränderungen, die im Mittelalter in theologischer wie auch sozialer Beziehung die Lage der Juden unter den Christen bestimmten. Der stufenweise Prozess der Degradierung und Diffamierung der Juden und des Judentums ist deutlich ablesbar.

In der Karolinger-Zeit stehen Ecclesia und Synagoge gleichrangig unter dem Kreuz, dem Heil gleichermaßen zugewandt. Synagoge bildet mit Ecclesia eine geistige Einheit, beide haben ihren Platz im Heilsplan Gottes, sind Versprechen und Erfüllung. Es ist die Idee der Einheit von Altem und Neuem Bund – *concordia veteris et novi testamenti* –, aber auch die vergleichsweise günstige Lage der Juden unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, die in diesen Bildern sichtbar wird.

Im Hochmittelalter – mit dem ersten Kreuzzug 1096 beginnen die Judenverfolgungen in Europa – sind Einheit und Eintracht zerbrochen. Die Synagoge kehrt sich ab vom Kreuz oder wird von dort durch einen Engel verstoßen. Ein Kampf hat stattge-



«Ecclesia», symbolische Darstellung der Kirche, aus dem Basler Heilspiegelaltar, um 1435.

funden, Ecclesia triumphiert, Synagoge ist die Besiegte, der die Krone vom Haupt fällt, die Gesetzestafeln entgleiten und deren Herrschaftsstab zerbrochen ist. Sie trägt die Augenbinde zum Zeichen dessen, dass die Juden in Christus nicht den verheißenen Messias sehen. Zu diesem Typus gehören die Synagogenfigur im Tympanonrelief des Südportals der ehemaligen Stiftskirche Wimpfen im Tal (nach 1280) und die etwa gleichzeitige Darstellung im Marienfenster des Chores der Esslinger Stadtkirche St. Dionysius. Er ist vor allem verkörpert in den berühmten Figuren vom Bamberger Dom und vom Straßburger Münster (beide um 1240). Zurecht hat man hervorgehoben, wie ritterlich, ja Anteilnahme heischend in ihnen die Besiegte erscheint. In der Tat fehlen auf dieser Stufe des Themas diffamierende Akzente und Attribute. Die Tendenz dahin kündigt sich freilich schon in einer unteren Region an: An der Sockelsäule der Bamberger Figur stürzt ein Teufel auf einen Juden mit Geldbeutel herab und blendet ihn; deutlicher Bezug auch auf die zeitgenössischen Juden.

Im Spätmittelalter treten bei der Darstellung der Synagoge verunglimpfende Züge in den Vordergrund. Der Bockskopf als Zeichen der Wollust wird ihr beigegeben, sie reitet auf dem Esel (Torheit, Eigensinn) und dem Schwein (Unmäßigkeit, Unkeuschheit) und führt den Beutel der Habsucht mit sich, womit sowohl auf Judas mit den dreißig Silberlingen wie auf das zeitgenössische Judenbild

angespielt wird. Letzte Steigerung des bildlichen Judenhasses dann im Typus des «Lebenden Kreuzes»: aus den Enden des Kreuzes Christi hervorgewachsene Arme krönen Ecclesia und töten Synagoge mit dem Schwert (Relief am Turmportal der Martinskirche von Landshut; soweit bekannt, hat sich im deutschen Südwesten kein Beispiel erhalten).

Von einem der größten Meister der spätgotischen Malerei, Konrad Witz aus Rottweil, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Basel tätig war, stammt eine Ecclesia-Synagoge-Darstellung als Teil des Basler Heilspiegelaltars, die für unser Thema nähere Aufmerksamkeit verdient. Der Gegensatz wird zunächst durch die Hauptfarben charakterisiert: Ecclesia in Rot (Blut Christi), Synagoge in Gelb, der alten Symbolfarbe des Bösen – und der Juden, für sie in Gebrauch von mittelalterlichen Passionsdarstellungen bis zum Judenstern des «Dritten Reiches». Ferner: Ecclesia steht wie eine Statue in sicherer Ruhe, Synagoge hingegen mit gebeugtem Körper, der die Linie des zerbrochenen Stabes wiederholt; sie muss die Bühne verlassen, die Tür ist schon geöffnet. Neu ist eine Art sozialer Kennzeichnung: Ecclesia als gepflegte, züchtige Bürgersfrau mit geschlossenem Mund, das Haar, Symbol der Sinnlichkeit, wohlverwahrt unter der Haube, während Synagoge mit ihrem aufgelösten, strähnigen Haar und dem halbgeöffneten Mund in eine anrühliche Sphäre abseits der bürgerlichen Wohlanständigkeit gestellt wird. Und doch geht von dieser Frauengestalt ein eigenartiger mädchenhafter Reiz aus, der mit den Zeichen der Verworfenheit kontrastiert, fast zu Sympathie und Anteilnahme auffordert. Solcher Reiz mangelt der Ecclesia; man mag sich seinen Vers darauf machen.

Das Ecclesia-Synagoge-Motiv tritt nach dem Mittelalter nur noch selten auf. Für das Verhältnis von Altem und Neuem Bund werden im Barock neue Bildformen gefunden. Die judenfeindliche Tendenz ist dabei gleichwohl noch anzutreffen. So in dem Fresko von Johann Georg Bergmüller über dem Hauptportal im Innern der Kirche der ehemaligen Reichsabtei Ochsenhausen (1729). Von links betritt die Verkörperung der Kirche mit dem Kelch, über dem eine Hostie schwebt, eine Estrade, eine Bahn himmlischen Lichtes von der Hand Gottes fällt auf sie. Nach rechts verlässt ein jüdischer Priester den Raum, vertrieben durch einen göttlichen Blitz. Er lässt die Gesetzestafeln, die Bundeslade und den siebenarmigen Leuchter (Menora) zurück, von dem nur noch der Qualm des Erlöschens aufsteigt – Ende des Judentums, seine heiligen Gegenstände werden vom Christentum übernommen. Damit nicht genug: der Priester flieht mit einem gefüllten Sack auf dem

«Christentum und Judentum», Fresko über dem Hauptportal der ehemaligen Abteikirche in Ochsenhausen, 1729 gemalt von Johann Georg Bergmüller.



Rücken wie ein Dieb in der Nacht. Wiederum eine unübersehbare Anspielung auf das Habsuchtmotiv, und wiederum die doppelte Stoßrichtung: Das Judentum wird theologisch verworfen und überdies noch moralisch verunglimpft.

Blutende Bilder, z. B. in Oberried bei Freiburg

In der ehemaligen Kloster- und heutigen Pfarrkirche «Zum heiligen Kreuz» in Oberried bei Freiburg befindet sich eine lebensgroße Figur des gekreuzigten Christus (Ende 15. Jahrhundert), die seit dem 18. Jahrhundert Mittelpunkt einer Wallfahrt ist. Unter den Wunderlegenden, die sich um den «Schwarzen Christus» von Oberried gebildet haben, ist folgende: Juden haben heimlich die Figur entwendet und wollten den Kopf absägen, da ist Blut aus dem Schnitt geflossen. Die Frevler haben erschreckt abgelaufen und das Kreuz in eine Grube geworfen. Von dort ist es auf wunderbare Weise in die Kirche von Oberried gekommen.

Diese Legende, die in ähnlicher Gestalt bei vielen wundertätigen Gnadenbildern vorkommt, wobei die Rolle der Frevler später auch von Protestanten, insbesondere Schweden (30-jähriger Krieg), übernommen wird, – diese Legende hat ihr Urbild offenbar in der Spätantike. In einem dem Kirchenvater Athanasius von Alexandria (um 295–373) zugeschriebenen Predigttext wird erzählt, wie die Juden von Berytos (Beirut) ein Christusbild martern. Das Bild beginnt zu bluten, und dieses Blut wirkt Wunder: Die Berührung mit ihm heilt einen Kranken und gibt einem Blinden das Augenlicht zurück. Das Wunder führt die Juden zum christlichen Glauben und zur Taufe. Die Miniatur aus dem Stuttgarter Passionale, einer bedeutenden Handschrift des 12. Jahrhunderts aus dem Kloster Zwiefalten, aufbewahrt in der Württembergi-

schen Landesbibliothek Stuttgart, gibt den Vorgang in bemerkenswerter Sachlichkeit wieder. Die frevelnden Juden sind durch ihre hohen Hüte charakterisiert; der spitze Judenhut war noch kein diffamierendes Attribut. Die Folge des Frevels ist hier allein das Wunder, das die Frevler zum Glauben bringt; eine Strafe gibt es nicht. Die Juden sind Werkzeuge und zugleich Adressaten des Wunders, um ihr Heil geht es, und ihre Missetat verschwindet im Wunder. In den späteren Mirakelbildern dieser Art sind sie dann nur noch und für immer die heillosen Missetäter, die, nachdem sie ihre Rolle im Wundergeschehen gespielt haben, von der Erde vertilgt werden müssen.

*«Margaretha, von den Juden umgebracht» –
«Ritualmord» in Südwestdeutschland*

Es sind nicht wenige Orte im heutigen Baden-Württemberg, aus denen Ritualmord-Beschuldigungen gegen Juden überliefert sind: Tauberbischofsheim und Lauda 1235, Pforzheim 1267, Renchen 1301, Engen 1322, Überlingen 1332, Schwäbisch Hall 1348, Ravensburg 1429/30, Buchhorn (Friedrichshafen) 1430, Endingen/Kaiserstuhl 1470, Waldkirch 1504, Berlichingen 1562.

Wurde ein Kind tot aufgefunden, traf der Verdacht die Juden, zumal wenn dies an einem Freitag oder gar am Karfreitag geschah. Sie wurden beschuldigt, das Blut des Christenkindes für rituelle Speisen zu verwenden, eine besonders widersinnige Vorstellung, ist den Juden doch durch das Gesetz Mose (3. Mose 17,12) der Genuss von Blut in jeglicher Form verboten. Folter, Mord und Hinrichtung, Verfolgung und Vertreibung waren regelmäßig die Folgen dieser Beschuldigung. Oft genug wurde die Anklage gezielt inszeniert, um die jüdischen Gläubigen umzubringen, ihr Eigentum sich anzueignen

oder wenigstens eine Stadt oder ein Territorium durch Vertreibung «judenfrei» zu machen. Heinrich Heine hat in seinem Roman-Fragment *Der Rabbi von Bacharach* auf bewegende Weise erzählt, wie ein totes Kind in das Haus des Rabbi geschmuggelt wurde und dies zum Untergang der Judengemeinde führte.

Im Juli 1267 wurde die mit Steinen beschwerte Leiche des siebenjährigen Mädchens Margaretha in Pforzheim aus der Enz geborgen. Der Verdacht war schnell auf die Juden gelenkt. Sie gestanden unter der Folter und wurden hingerichtet. Margaretha wurde als Märtyrerin verehrt, sie erhielt in einem eigenen Kapellenanbau der Schlosskirche ein steinernes Grabmonument, über dem eine Lampe brannte. Eine Inschrift war angebracht: *Margaretha, von den Juden umgebracht, starb seliglich am Freitag, den 1. Juli 1267.*

Von diesem Grabmal ist nichts mehr erhalten; die frühgotische Margarethen-Kapelle an der Nordseite der Pforzheimer Schlosskirche zeigt jedoch außen zwei bildliche Zeugnisse dieser Geschichte: am Gesims die Büste eines bärtigen Mannes mit flacher Kopfbedeckung und auf der Spitze einer Fiale eine kleine weibliche Figur. Die männliche Büste wird ganz überwiegend als ein Judenbild gedeutet, der Judenhut habe seine Spitze verloren; nach einer anderen Deutung handelt es sich um das Bild eines Baumeisters. Unumstritten ist, dass die weibliche Figur Margaretha darstellt, die wie eine heilige Märtyrerin präsentiert wird.

Der schlimmen Geschichte folgt die Posse. 1647 entdeckt ein Jesuiten-Pater aus Baden-Baden das unbeachtete Grab in der mittlerweile protestantischen Schlosskirche. In einer nächtlichen Aktion «rettet» er, mit Hilfe eines zuverlässigen Maurers, die Gebeine und bringt sie nach Baden-Baden. Dort wird seit 1653 das «Fest der heiligen Margaretha von Pforzheim» gefeiert. Der Stadtbrand von 1689, dem auch die Reliquien zum Opfer fallen, macht dem Kult ein Ende.



Judenbüste an der Margarethenkapelle der Schlosskirche in Pforzheim, um 1310.

Am Ende doch noch ein gutes Zeichen: Am 1. Advent 1993 wurde von der Pforzheimer Schlosskirchen-Gemeinde und der Israelitischen Religionsgemeinschaft ein siebenarmiger Leuchter (Menora) in der Margarethen-Kapelle aufgestellt zur Erinnerung an die im Jahr 1267 ermordeten Juden und als Symbol für Hoffnung, für Frieden und Versöhnung.

Abwehrzauber und Pogrom in Ravensburg

Im Museum der Stadt Ravensburg wird ein Dachziegel aufbewahrt, der einen Judenkopf trägt, ein seltenes Stück seiner Art. Er stammt vom Dach des «Grünen Turms» der Stadtmauer (um 1400), in dessen unmittelbarer Nähe sich die Judengasse befand; ein zweiter Ziegel ist in das Bayerische Nationalmuseum in München gelangt.

Was ist der Sinn dieser «Kopfziegel»? Vieles spricht dafür, dass mit ihnen «Abwehrzauber» gegen Juden bezweckt war, ähnlich den bekannten Neidköpfen am Hausgebälk, die vor bösen Geistern schützen sollten. Zugrunde liegt die uralte magische Vorstellung, dass das Böse, Schädliche, Unreine wirksam gebannt werden kann, wenn man ihm sein Bild entgegenhält. Die Anwendung auf Juden zeigt, in welchem Maße unterhalb der Ebene theologischer Auseinandersetzung und neben der sozialen Diffamierung das Verhältnis der Christen zu den Juden von Aberglauben und Dämonenfurcht bestimmt war; den Juden wurden Zauberkräfte zugeschrieben, gegen die magische Abwehrmittel eingesetzt werden mussten.

Allerdings bedurfte es des Abwehrzaubers nur kurze Zeit. 1429 wurde in dem Wald zwischen Ravensburg und Weingarten ein Schulbub tot aufgefunden. Die Geschichte nahm den bekannten Verlauf. Ravensburger Juden wurden des Ritualmordes bezichtigt, gefoltert und hingerichtet; die Juden anderer oberschwäbischer Städte wurden verbrannt. Von dem Grab des Knaben gingen Wunder aus. Die Stadt konnte beim Kaiser «Judenfreiheit» erwirken. Die Bürger waren ihrer Schulden bei den Juden ledig. Zum geistlichen und materiellen Wohl der Stadt wurde ein Kult um das Grab etabliert.

Fast fünfzig Jahre später wird die Geschichte wieder aktuell. In Ravensburg erscheint 1475 ein Abgesandter des Bischofs von Trient, um Auskünfte über den Fall und seine Behandlung einzuholen. Der Bischof führte zu der Zeit den Prozess gegen die Trienter Juden, die der Ermordung des Knaben Simon («piccolo Simone») beschuldigt wurden; es war der berühmteste Ritualmord-Prozess des ausgehenden Mittelalters, der durch das gedruckte Wort und Bild eine ungeheure Publizität bekam (vgl.

Schedel'sche Weltchronik von 1493). In Ravensburg war man offenbar nicht wenig geschmeichelt über das Interesse aus Trient. Von drei Notaren wurde eine umständliche Urkunde über die Auskünfte aufgesetzt, die Bürgermeister und Rat dem Abgesandten übergaben; dass die Juden in der Stadt, auch in anderen Städten, so darum liegen, mit dem Feuer gerichtet und verbrennt worden. Ravensburg blieb bis weit ins 19. Jahrhundert «judenfrei».

«Noahs Schande» als Verspottung Jesu – Die Judenfeindschaft Eberhards im Bart und der Reichsstädte

Nach der Erzählung in Genesis 9, 20 bis 27 lag Noah, trunken von dem Wein, den er als erster Mensch angebaut hatte, entblößt in seinem Zelt. Sein jüngster Sohn Ham sah den Vater so und sagte es seinen Brüdern Sem und Japhet. Diese gingen rücklings mit abgewandtem Gesicht zu Noah und deckten seine Blöße. Als Noah aus dem Rausch erwachte und erfuhr, was ihm sein jüngster Sohn getan hatte, verfluchte er Ham in dessen Sohn Kanaan und bestimmte ihn zum Knecht seiner Brüder und deren Nachkommen.

Diese Erzählung hatte, wie auch andere biblische Geschichten, über ihre Heilsbotschaft hinaus für das Mittelalter eine konkrete politisch-soziale, sogar juristische Bedeutung. Sie diente neben der den Juden insgesamt und für alle Zeit angelasteten Schuld am Kreuzestod Jesu als theologische Grundlage für die juristische Konstruktion der Knechtschaft, die als königliche und fürstliche Verfügungsmacht über die Juden deren Rechtsstellung im Mittelalter und in der frühen Neuzeit bestimmte. Ham/Kanaan – nicht Sem – wurde mit den Juden schlechthin identifiziert, seine Verfluchung traf die Juden über die Jahrtausende hinweg. Noch der hochangesehene Freiburger Jurist Ulrich Zasius (1461–1536) hat diese Noah-Geschichte in einem Gutachten herangezogen, um den Sklavenstatus der Juden und damit die Taufe von Judenkindern gegen den Willen ihrer Eltern zu rechtfertigen². In den «Armenbibeln» des späten Mittelalters, in denen Geschichten des Alten und des Neuen Testaments parallel dargestellt werden, erscheint «Noahs Schande» als Vorwegnahme der Verspottung Jesu in der Passion; Noah bedeutet Christus und Ham/Kanaan steht für die Christus verhöhnenden Juden.

Das Noah-Thema hatte freilich noch eine weitere «politische» Bedeutung. Es war Sinnbild für gute und gerechte Regierung und gehört so zu den «Gerechtigkeitsbildern», in denen mit Beispielen aus der Bibel und der antiken Geschichte Herrschertugenden vorbildhaft dargestellt wurden. Das Verhalten der



Judenziegel vom «Grünen Turm» in Ravensburg, um 1400.

«guten» Söhne Sem und Japhet, die den Anblick des entblößten Vaters meiden und seiner «Schande» ein Ende machen, galt als exemplarische Ehrfurcht gegenüber «den Vätern» und damit als Leitprinzip weltlicher Herrschaft wie das Urteil Salomons; beide Themen sind in großen Figuren-Szenen an den Ecken des Dogenpalastes in Venedig dargestellt.

Das Noah-Relief am Betstuhl des Grafen Eberhard im Bart von 1472 in der Uracher Amandus-Kirche hat dort einen so hervorgehobenen Platz, dass man nicht umhin kann, es als politisches Symbol und Programm aufzufassen, wie ja der Betstuhl als solcher mit seiner monumentalen Inschrift und dem von Engeln gehaltenen Wappen ein eminent politischer Bedeutungsträger ist. Das Relief hat sicherlich zunächst den positiven Sinn: Ehrfurcht vor den Vätern und ihrem Erbe durch Identifikation Eberhards mit dem allein um den Vater bemühten Japhet, möglicherweise in Abgrenzung zu den Vettern aus der Stuttgarter Linie, Eberhard d. J. und Heinrich, auf die durch die beiseite stehenden Gestalten des Sem und des Ham angespielt sein könnte.

Ist auch auf die «negative» Bedeutung der Szene – Verfluchung der Juden zur Knechtschaft – abgezielt? Auch dieser Inhalt war den Zeitgenossen vertraut und dem Auftraggeber, dessen ebenso tiefe wie kenntnisreiche Frömmigkeit oft gerühmt worden ist, zweifellos bewusst. So fällt es schwer, keinen



«Noahs Schande»,
Relief vom Betstuhl
Eberhards im Bart
in der Bad Uracher
Amanduskirche,
1472.

Zusammenhang zwischen dem Noah-Bild und der aktiven und ausgeprägten Judenfeindschaft Eberhards zu sehen. Maßnahmen gegen Juden durchziehen seine ganze Regierungszeit: Verhaftung einer Anzahl Tübinger Juden 1459, Ausschluss der Juden aus Tübingen im Zusammenhang mit der Gründung der Tübinger Universität 1477, Vertreibung von Juden aus Stuttgart nach der Vereinigung der Uracher und Stuttgarter Landesteile 1482, Verbot in der ersten Landesordnung von 1495, Juden für ihre Forderungen gerichtlichen Schutz zu gewähren und ihnen «liegendes Gut» zu verpfänden. In seinem Testament von 1492 trägt Eberhard seinen Erben auf, Juden in Württemberg weder wohnen noch ihr Gewerbe treiben zu lassen.

Diese Forderung, die Eberhard aus uns unbekanntem Gründen nicht selbst in seinem Fürstentum verwirklichte, wurde zwei Jahre nach seinem Tod in der Zweiten Regimentsordnung vom 14. Juni 1498 unter ausdrücklicher Berufung auf sein Testament rechtlich umgesetzt, und dies in der seitdem üblichen beschimpfenden, menschenverachtenden Diktion: die Juden als *nagende Würm*. Der von Eberhard eingeleitete Ausschluss der Juden aus Württemberg, den seine Nachfolger Ulrich und Christoph gar auf das ganze Reich ausdehnen wollten, dauerte mehr als drei Jahrhunderte; Ausnahmen galten nur für Hofjuden wie Jud Süß Oppenheimer und für soge-

nannte Hofkammerorte wie Freudental (Kreis Ludwigsburg).

Die Uracher Noah-Szene weist gegenüber anderen Darstellungen, etwa am Chorgestühl des Konstanzer Münsters, die Besonderheit auf, dass Sem am linken Bildrand abseits steht und untätig bleibt, während Ham sich durch aufwendige Gestik bemüht, Sems Blick auf den Vater zu lenken. Ob sich speziell in dieser Variante, wie Elisabeth Nau meint³, zeitgenössischer Judenhass dergestalt äußert, dass – neben Ham – auch dieser negativ charakterisierte Sem das Judentum darstellen soll, mag offen bleiben. Dass Sem über die Schande des Vaters lacht, ist jedenfalls nicht eindeutig, sein Gesichtsausdruck und seine Gestik können auch als Abwehr des aufgeregt-zudringlichen Ham aufgefasst werden. Wie immer die Modifikation der biblischen Erzählung zu deuten ist, die jüdenfeindliche Tendenz der Darstellung steht außer Frage. Eberhards Judenpolitik, die im «Dritten Reich» als *höchste Regentenpflicht gegenüber Volk und Gott* gepriesen wurde – so der Tübinger Antisemit Thomas Miller –, wird heute nahezu ganz mit Schweigen übergangen; zum Bild des «reichsten Fürsten» will Judenhass nicht passen. Freilich stand Eberhard mit seiner Einstellung und seinen Maßnahmen nicht allein: In der zweiten Hälfte des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die Juden aus vielen Territorien, vor allem den Städten

des Reiches, vertrieben, z.B. Heilbronn 1490, Reutlingen 1495, Ulm 1499. Diese Vertreibung hat die soziale Deklassierung der Juden zum verarmten und verachteten Landjudentum der folgenden Jahrhunderte erst eigentlich bewirkt.

Die Judenmission der Kaiserin Helena

Beim Wiederaufbau der Stuttgarter Stiftskirche nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ein Gewölbeschlussstein vom Ende des 15. Jahrhunderts, der ursprünglich wohl für die Kirche geschaffen worden war und sich in einem Stuttgarter Privathaus erhalten hatte, in die Außenwand des neuen Aposteltores eingelassen. Es ist ein Werk von hoher Qualität in Komposition und Ausführung, sodass sich schon Hanns Martin Decker-Hauff – *Geschichte der Stadt Stuttgart*, Bd. 1, S. 202 – wunderte, dass es an dieser Stelle der Witterung ausgesetzt wird.

Es kann nicht zweifelhaft sein, dass die Darstellung dem – vorreformatorischen – Heilig-Kreuz-Patrozinium der Kirche gilt: das Kreuz Christi in der Mitte, präsentiert von der Kaiserin Helena, der Mutter Kaiser Konstantins I. (reg. 306–337), der das Christentum zur Staatsreligion des Römischen Reiches erhoben hatte. Auf der rechten Seite zwei Juden, kenntlich an den spitzen Hüten und den Schläfenlocken, und ein bärtiger Mann in der Tracht, in der im Spätmittelalter Philosophen oder Gelehrte dargestellt wurden.

Die Szene ist eine bildnerische Zusammenfassung der Legende von der wundersamen Auffindung des wahren Kreuzes Christi in Jerusalem durch die Kaiserin, wie sie der Dominikaner Jacobus de Voragine in seiner populären *Legenda aurea* (um 1270) weitläufig erzählt. Selbstbewusst, fast herrisch die Kaiserin, in ihrer Haltung vereinen sich Heilsgewissheit und Autoritätsanspruch. Doch die beiden Juden wenden sich ab, kehren dem Kreuz den Rücken zu; der Vordere spricht zu dem Bärtigen, argumentiert beredt mit den Händen. Wer ist der Bärtige? Nach der Heilig-Kreuz-Legende liegt es nahe, in ihm den gelehrten Juden Judas zu sehen, den die Kaiserin gezwungen hatte, den Ort des Kreuzes preiszugeben, und der nach seiner Taufe der erste Bischof von Jerusalem wurde. Er blickt ernst und nachdenklich gegen das Kreuz, unbeeindruckt von der Rede des vorderen Juden, die offensichtlich gegen das Kreuz und seine Wahrheit gerichtet ist. Er ist schon auf dem Weg zum Heil und erscheint daher in seinem Äußeren nicht mehr als Jude, sondern als Gelehrter oder Philosoph, während bei den beiden anderen die jüdischen Attribute, insbesondere der Judenhut, der ursprünglich keine diskriminierende Bedeutung hatte, zum Nega-

tivzeichen für jüdische «Verstocktheit» werden. So zielt die Darstellung der alten Legende auf das zeitgenössische spätmittelalterliche Judentum, das seinem Glauben auch unter dem Druck kirchlicher und weltlicher Autoritäten treu bleibt.

Im Bild und in der Plastik: die «Judensau» – Das Bild der Juden ist ins Obzöne, Widernatürliche abgesunken

Das niedrigste Niveau der alten judenfeindlichen Darstellungen bildet die «Judensau»: Juden saugen, zusammen mit Ferkeln, an den Zitzen einer großen Sau, heben ihren Schwanz, essen ihre Exkreme. Diese Bilder aus dem 13. bis 15. Jahrhundert finden sich in beträchtlicher Zahl im deutschen Sprachraum, vor allem an und in Kirchen; auf Holzschnitten und Stichen sind sie sogar noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verbreitet, wie die berühmte «Frankfurter Judensau», ein Gemälde am Turm der alten Frankfurter Mainbrücke.

Die «Judensau» gehört in die Sphäre des Dämonisch-Pornographischen, das an mittelalterlichen Kirchenbauten seine eigenen Zonen hatte. So auch an der ehemaligen Stiftskirche Wimpfen im Tal (um 1270): die Judensau als Wasserspeier an einem Pfeiler des südlichen Nebenchors zwischen Fabeltieren, Zwitterwesen und Dämonenfratzen, nur wenige Schritte vom Südportal der Stiftskirche mit dem Tympanon-Relief des Gekreuzigten zwischen Ecclesia und Synagoge. Man muss sich klar machen, was es bedeutete, eine zeitgenössische soziale Gruppe – mindestens seit dem 13. Jahrhundert lebten Juden in Wimpfen – in diesen Zusammenhang zu stellen, sie



Judenmission der römischen Kaiserin Helena, Gewölbeschlussstein aus der Stiftskirche in Stuttgart.



«Judensau», Wasserspeier an der ehemaligen Stiftskirche Wimpfen im Tal, um 1270.

damit aller Menschenwürde zu berauben, sie zum Gegenstand von Grauen und Verachtung, von heimlicher Lust und demonstrativem Abscheu zu machen. Keine Spur mehr von geistlicher Auseinandersetzung, das Bild der Christen von Juden und Judentum ist ins Widernatürliche und Obszöne abgesunken.

War das nur das Judenbild des gemeinen Volks? Die Äußerungen der Judenfeindschaft bei den Gebildeten sind davon manchmal nicht weit entfernt. Martin Luther, der zum hasserfüllten Judenfeind wurde, als seine anfängliche Hoffnung auf die Bekehrung der Juden enttäuscht wurde, hat es nicht verschmäht, die «Judensau», wie sie an der Schlosskirche von Wittenberg auch heute noch zu sehen ist, in seiner Schrift *Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi* (1543) als theologisches Kampfbild zu gebrauchen. In dieser Schrift beschimpft Luther die kabbalistische Gotterkenntnis als *Teufelsmist*, den die Juden fraßen, und vergleicht sie mit dem Forschen eines Rabbiners im After der Sau. Das war selbst dem evangelischen Lager zu viel, Züricher Kollegen hörten eher die Sprache eines Schweinehirten als eines Seelenhirten. Der Stammvater der schwä-

bischen Theologen- und Gelehrtenfamilie, der Nürnberger Reformator Andreas Osiander (1498–1552), der schon früher die Juden gegen die Anklage des Ritualmordes in Schutz genommen hatte, übte in einem Brief an Luther scharfe Kritik an dessen Judenschriften.

Denkmal eines Gerechten: Johannes Reuchlin – Wiedererentdecker des Hebräischen, Anwalt der Juden

Die Beispiele der alten judenfeindlichen Bilder ließen sich fast beliebig vermehren, nicht zuletzt durch zahlreiche Darstellungen mit unverhohlener anti-jüdischer Tendenz aus der Passionsgeschichte Jesu. Maler und Bildhauer, Zeichner und Stecher konnten sich, insbesondere im späten Mittelalter, oft nicht genug tun, die «gottesmörderischen» Juden in besonders abstoßender Weise «abzubilden»; man betrachte daraufhin nur die Ecce-Homo-Bilder aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich nicht um distanzierte Historienbilder, sondern um Ereignisse, die im gegenwärtigen Milieu angesiedelt werden und darin wirken sollen, zum Heil der christlichen Zeitgenossen, zum Unheil der jüdischen.

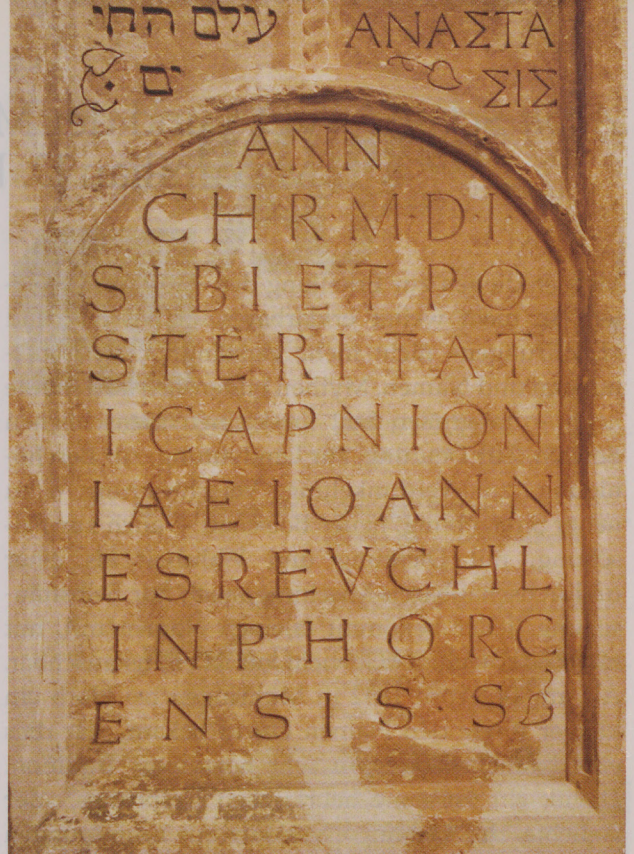
Die Bilder, die die Christen sich von den Juden machten, waren Schicksalsbilder für die unter den Christen lebenden Juden. Sie waren Zeugnisse und zugleich Instrumente ihrer theologischen Disqualifizierung und moralischen Diffamierung durch die Christen, der geistigen und materiellen Unterdrückung, der Verfolgung und Vertreibung, der Beraubung und Ermordung. Von diesen Bildern war es manchmal nur ein kleiner Schritt zum Pogrom.

Die Bilder haben noch einmal Karriere gemacht, nachdem sie durch Aufklärung und Emanzipation schon abgestorben schienen. Der a-religiöse, rassistische Antisemitismus, der in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts offen zutage trat und in Deutschland in direkter Linie zum Holocaust führte, dieser Antisemitismus konnte sich – auch – aus dem Reservoir dieser Vorstellungen bedienen, konnte anknüpfen an eine unterschwellige, aber ungebrochene Tradition der antijüdischen religiösen Vorurteile und des Aberglaubens in der «Volksfrömmigkeit». Die alten Judenbilder waren für den neuen Antisemitismus vor allem auch deshalb von besonderem Wert, weil, wie wir gesehen haben, in ihnen neben der religiösen Disqualifizierung der Juden immer stärker ihre soziale und moralische Diffamierung hervortrat.

Doch am Ende dieser düsteren Bilanz sei eines Mannes gedacht, der – bei aller Zeitgebundenheit – in jahrelangem Kampf Recht und Toleranz für die Juden einforderte. Er hat in Stuttgart ein bedeutungsvolles

Denkmal hinterlassen: Im Chor der Leonhardskirche steht heute der Gedenkstein, den der Rechtsgelehrte und Humanist *Johannes Reuchlin* (1455–1522) für sich und seine Nachkommen schon bei Lebzeiten (1501) aufstellen ließ, ursprünglich in der Hospitalkirche. Der Stein trägt drei Inschriften: eine große lateinische, die Jahreszahl, Namen und Herkunft nennt, rechts oben in griechischen Buchstaben *anastasis* (Auferstehung), links oben in hebräischen Schriftzeichen *chajjim olam* (ewiges Leben). So zeigt der Stein den Stolz und das Selbstbewusstsein des «doctor trilinguis», des Gelehrten, der in den drei großen alten Sprachen zu Hause ist; Reuchlin selbst hatte das Hebräische für die christliche Lehre und Kultur wiederentdeckt und als die Sprache der Uroffenbarung neben Latein und Griechisch gestellt.

Das hebräische Wort auf dem Stein darf auch als Symbol von Reuchlins Kampf für das Recht der Juden genommen werden. Als der getaufte Jude Johannes Pfefferkorn eine Kampagne zur Vernichtung jüdischer Bücher wegen angeblicher Lästerung des christlichen Glaubens betrieb, erstattete Reuchlin im Auftrag des Kaisers Maximilian I. ein Gutachten darüber, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abtun und verbrennen soll. Zwar glaubt auch Reuchlin, dass die Juden, solange sie sich nicht durch die Taufe zu Christus bekehren, unter Gottes Fluch stehen und



Gedenkstein des Johannes Reuchlin aus dem Jahr 1501 in der Stuttgarter Leonhardskirche.



«Juden verletzen ein Christusbild», Initiale aus dem Stuttgarter *Passionale*, 12. Jahrhundert.

in den Fängen des Teufels sind. Seine juristische Argumentation ist jedoch davon ganz unabhängig. Sie ergibt eindeutig, dass die Juden als Mitbürger (conciues) im Römischen Reich von des Reiches Recht in ihrem geistigen und materiellen Besitz, also auch in dem ihrer Bücher, geschützt sind. Dies war eine radikal neue Position, die, sorgfältig begründet, mit den hergebrachten juristischen Konstruktionen der Judenknechtschaft brach. Der auf die Veröffentlichung des Gutachtens (im *Augenspiegel*, Tübingen 1511) folgende große Streit mit Pfefferkorn und seinen Protektoren, den Kölner Dominikanern, der die deutsche Öffentlichkeit tief erregte, hat Reuchlins letztes Lebensjahrzehnt stark belastet, aber ihn in seiner Haltung nicht wankend gemacht. Ein Philosemit war er wohl kaum, aber ein Gerechter, was vielleicht mehr ist.

ANMERKUNGEN:

- 1 Manfred Eder: Deggendorfer Gnad. Nachruf auf eine umstrittene Hostienwallfahrt mit judenfeindlichen Elementen. In: *Blick in die Wissenschaft. Forschungsmagazin der Universität Regensburg* 1993, Heft 3.
- 2 Guido Kisch: Zasius und Reuchlin. Eine rechtsgeschichtlich-vergleichende Studie zum Toleranzproblem im 16. Jahrhundert. Pforzheimer Reuchlinschriften Bd. I. Konstanz-Stuttgart 1961.
- 3 Elisabeth Nau: Der Betstuhl. In: *Die Amanduskirche in Bad Urach*. Hrsg. von Friedrich Schmid. Sigmaringen 1990.